



Pinnwand im Mansion House in Liverpool: Beim Lesen die eigene Stimme zurückgewinnen

Poesie heilt

Literatur Ein Leseprojekt in Liverpool hilft vielen Kranken und Einsamen. Auf der Buchmesse in Leipzig präsentiert sich der deutsche Ableger. *Von Volker Weidermann*

Ein großer Park, fernab des Stadtzentrums von Liverpool, der kleine John Lennon kam hier früher jeden Tag durch, um zur Schule zu gehen. Ein großes, helles Herrenhaus steht hier, der Putz blättert von der Fassade, ein Munitionsfabrikant hat es 1828 erbaut, irgendwann zog das Gartenamt der Stadt ein, dann stand es leer, und seit 2014 sind die Leser hier. „The Reader Organisation“ nennen sie sich. Und sie haben in den vergangenen Jahren so etwas wie eine literarische Revolution fortgeführt, die sie an anderer Stelle 2002 begonnen hatten. Wer in dieses alte Haus eintritt, der macht eine besondere Erfahrung. Über die Wirkungsmacht von Literatur. Wie Bücher in das Leben von Menschen eingreifen, wie Geschichten Menschen verwandeln.

Jane Davis, 60, ist das selbst passiert, vor vielen Jahren ist sie in diese Verwandlungs-

maschine Literatur hineingeraten. Jetzt ist sie Direktorin von „The Reader“, blonde Haare, helle Augen, klein, schnell, voller Energie, Hände immer in Bewegung. Die von ihr entwickelte Methode heißt „Shared Reading“, geteiltes Lesen. Gemeinsames Lesen unter Anleitung mit therapeutischer Wirkung, ohne eine Therapie zu sein. Anwendungsgebiete: Demenz, chronische Schmerzen, Drogenabhängigkeit, bipolare Störung, Burnout, Isolation. 250 Freiwillige arbeiten für „The Reader“ und 125 Festangestellte. Nicht nur im Mansion House, auch an anderen Orten in Liverpool und in Großbritannien, seit Kurzem gibt es Dependancen in Belgien und Dänemark; auf der Leipziger Buchmesse, die am Donnerstag beginnt, stellen die deutschen „Shared Reader“ ihr Projekt der Öffentlichkeit vor.

Das Prinzip ist erstaunlich einfach. Die Erfolge sind groß. Man muss nur ein paar

Stunden hier sein, in diesem alten Haus im Park oder in der sogenannten Feelgood Factory, einem Zweckbau am anderen Ende der Stadt, wo auch Kurse angeboten werden, um diese Energie zu spüren, die in der Literatur und dieser besonderen Methode des gemeinsamen Lesens liegt.

Sylvia Comeford zum Beispiel, rosa Bluse, braune lange Haare, dunkle große Augen. Sie arbeitet nebenan im The Reader Cafe. Sie ist manisch-depressiv; als sie vor zwei Jahren zum ersten Mal hier einen der Kurse besuchte, war sie am Ende. Die ersten Stunden hörte sie nur zu, wie die anderen laut vorlasen. Irgendwann wollte sie auch selbst lesen. „Ich spürte, dass ich meine Stimme zurückbekam“, sagt sie. Und dass sie sich ihrer selbst Schritt für Schritt wieder bewusst geworden sei. „Die beste Medizin ist, jemanden zu haben, der dir zuhört“, sagt sie. Nein, sie ist jetzt nicht

geheilt, aber sie sei, sagt sie, mit weit weniger Medikamenten so etwas wie stabil und sicher in ihrem Leben.

Wenig später in einer Shared-Reading-Gruppe mit Claire, vielleicht 30 Jahre alt, Rosenbluse, große Brille, sie ist „Facilitator“ seit 2007. „Ich bin ein Dinosaurier hier“, sagt sie. „Facilitators“, auf Deutsch Vermittler, Unterstützer, Moderatoren, suchen die Texte aus, leiten die Gruppe. Sie ermutigen, stellen Fragen, öffnen das Gespräch, verstärken leise Stimmen, dämpfen die lauten. Zwölf Männer und Frauen sitzen beisammen und lesen „Der selbstsüchtige Riese“ von Oscar Wilde.

Leslie, eine vielleicht 60-jährige Dame mit schmalen Augen, schmalen Lippen, wippendem Zopf, die sehr nach innen schaut und die in der Vorstellungsrunde über ihre Gruppenerfahrung nur knapp gesagt hatte, „das hat mein Leben verändert“, fängt an zu lesen. Langsam, fast murmelnd, intensiv, die Geschichte jenes Riesen, der nach sieben Jahren Abwesenheit in seinen Garten zurückkommt, dort lärmende Kinder sieht, alle rauswirft und ein Schild mit der Aufschrift „Unbefugten ist der Zutritt bei Strafe verboten“ aufstellt.

Nach zwei Seiten Text unterbricht Claire, fragt nach dem Riesen, den Kindern, dem Garten. Und wie jetzt dieses Gespräch in dieser kleinen Gruppe von Menschen mit eher kleinem Bildungshintergrund verläuft, ist begeisternd. Jeder hat etwas zu sagen. Niemand prahlt mit Wissen. Es geht um den Text und was er dem Einzelnen bedeutet. Mitleid mit dem Riesen. Warum fragen ihn die Kinder nicht, ob er mitspielen will? Er ist ein Riese, er passt nirgends rein. Vielleicht ist er gar kein Riese? Er könnte doch auch jemand ganz anderes sein, eine kleine Frau zum Beispiel. Später, wenn der Garten aus Protest gegen die Kinderfeindlichkeit des Riesen einfriert, sagt eine Dame mit roten Wangen und weißem Mohairpullover: „Es ist, wie wenn die Kinder ausziehen. Er hat eine Mauer um sich gebaut. Eine Mauer zwischen sich und der Welt.“

Jeder redet hier. Jeder redet über den Text, über diesen fremden Riesen, und jeder spricht auch über sich. Das ist das Geheimnis des geteilten Lesens: offen und ungeschützt über sich zu reden, ohne über sich zu reden. Jane Davis sagt: „Nimm das Buch als Spiegel, als Schild oder als Tür.“ Also: Betrachte dich selbst darin, oder schütze dich mit ihm, oder gehe hindurch auf die andere Seite der Mauer.

Und: Nein, es sei keine Therapie, sagt sie auch. Zum geteilten Lesen kommen Menschen, die zu keiner Therapie gehen würden. Oder Menschen, die solche Therapieprofis sind, dass sie genau wissen, was der Therapeut hören will. Literatur ist das Überraschende. Literatur ist nicht vorauszurechnen. Und jeder Leser liest jeden

Text auf andere Weise. Und weil es darauf ankommt, eine Verbindung herzustellen zwischen dir und dem Text, entstehen daraus Wahrheit und Bedeutung.

Jane Davis, die sich das alles ausgedacht hat, ist in einem Pub aufgewachsen. Ihre Eltern ließen sich scheiden, als sie zehn Jahre alt war; die Mutter, Alkoholikerin, überließ die Tochter sich selbst. Sie machte schreckliche Erfahrungen als Kind, in der Schule war sie miserabel. „Aber gelesen habe ich immer“, sagt sie. „Und ich weiß aus meiner Kindheit im Pub, wie klug sogenannte einfache Menschen sind. Ich kannte einen Seefahrer, der Kant las und sich mit einer blonden jungen Frau über Liedtexte von Johnny Cash unterhielt.“

Die Scheu, den Respekt vor den Gebildeten, vor der universitären Welt, das kennt sie auch. Jane Davis hat sich emporgekämpft, hat ein Literaturstudium begonnen, doch die akademische Welt blieb ihr fremd und fern. Sie spürte selten, was das mit ihr zu tun hatte. Diese Texte, das Reden darüber. Sie hat dann jahrelang in der Erwachsenenbildung gelehrt. Es war gut. Aber es fehlte etwas. Das Persönliche. „Es muss persönlich sein!“, sagt sie heute. Und: „Es ist niemals Kunst um der Kunst willen, sondern Kunst um deinetwillen, wie D.H. Lawrence gesagt hat.“

Sie hat selbst einmal diese Literaturerfahrung gemacht. Als sie „Shikasta“ von Doris Lessing las. „Danach wusste ich: So kann es nicht weitergehen. Das Leben muss einen Zweck haben. Es muss irgendwie für etwas gut sein, dass ich hier auf der Welt bin.“ Sie gründete mit zwei Freundinnen The Reader Organisation: „Wir waren alle keine Karrierefrauen, hatten Kinder, arbeiteten halbtags.“ Sie bewarb sich um Geld bei einer Stiftung. „Wie viel wollen Sie?“, hat man sie gefragt. Sie, bescheiden: „500 Pfund.“ Das wurde abgelehnt, zu mickrig war der gewünschte Betrag. „Wir wollen hier Bibliotheken retten, Literatur am Leben halten. Das ist eine große Sache!“ Gut, dachte sich Jane Davis, beantragte 100 000 Pfund und bekam 89 000. Damit ging es los.

Seitdem wächst die Organisation von Jahr zu Jahr. Mehr als 4500 Facilitators sind inzwischen ausgebildet worden, die Ausbildungskurse tragen zur Finanzierung der Organisation bei, außerdem kommt Geld von Stiftungen, vom National Health Service, von Organisationen, zu denen sie ihre professionellen Leser schicken. Sie ge-

ben Kurse in Gefängnissen, Seniorenheimen, Krankenhäusern, auf Demenzstationen, in Suchtkliniken und Anwaltskanzleien.

„Es geht darum, im Kleinen eine bessere Gesellschaft zu schaffen!“, sagt der Literaturprofessor Phil Davis, Ehemann von Jane. Er ist eher klein, graue Locken, blaues Hemd, schnell, witzig. Er begleitet The Reader mit wissenschaftlichen Methoden. Er filmt die Kurse, zeigt das Ergebnis den Teilnehmern, er hat Hirn-Scans von Shakespeare-Lesern beim Lesen gemacht. Er hat wissenschaftliche Aufsätze darüber geschrieben, wie das Shakespeare-Vokabular die Hirnaktivitäten erhöht, wie ein „neu-



COLIN MCPHERSON / DER SPIEGEL



COLIN MCPHERSON / DER SPIEGEL

Leserinnen, Projektleiterin Davis

„Es ist Kunst um deinetwillen“

rologischer Sturm“ im Hirn entsteht. Wenn bei Shakespeare plötzlich bekannte Worte anders verwendet werden. Wie im „King Lear“: „Him have you madded!“

„Auf dem Bildschirm sieht das aus wie die Herzfrequenz bei einem Infarkt.“ Im Hirn herrscht dann Alarm. Plötzliche Aufmerksamkeit.

Darum geht es vor allem: sich beim lauten Lesen mit anderen seiner selbst auf neue Art bewusst zu werden. Sich selbst neu zu sehen. „Zum Beispiel, wenn man Sätze beginnt, deren Ende man noch nicht kennt.“ Ein neues, kraftvolles, aktives Vokabular zu entdecken und zu nutzen. Krea-

tives Lesen, aktives Lesen. „Ein schlechtes, dunkles Gefühl in etwas Helles, Neues, anderes verwandeln. So wie es Schriftsteller beim Schreiben ihrer Werke tun, das versuchen wir mit unseren Mitteln zu simulieren.“ Oder, wie es die manisch-depressive Sylvia formuliert: „Scheiße in etwas Wertvolles verwandeln.“

Diese Erfahrung, dass die Literatur, das Lesen, das Schreiben für etwas gut sein kann, direkt eingreift in das Leben von Kranken, Einsamen, Ausgebrannten, das sei, sagt Phil Davis, eine mitreißende Erfahrung. „Mir reicht es einfach nicht, in dieser kalten Welt zu leben! Ich will in einer wärmeren Welt leben! Ist das zu viel verlangt?“

Dem Schriftsteller George Saunders berichteten sie von einer ihrer Gruppenerfahrungen, gelesen wurde dessen Geschichte „Zehnter Dezember“. Saunders schrieb zurück: „Ich hänge mir eure Mail über den Schreibtisch. Und lese sie an all den Tagen, an denen ich zweifle, ob Literatur überhaupt jemanden braucht.“ Und der Autor Tobias Wolff schrieb: „Ich will ja nicht für Klugheit gelobt werden, aber zu wissen, dass man einen anderen Menschen tief berührt hat, dass man ihn inspiriert hat, neu zu denken und zu fühlen, das ist es, wofür ich schreibe.“

Als Thomas Böhm und Carsten Sommerfeldt erstmals das Mansion House in Liverpool besuchten, waren sie sofort entzündet. Böhm hat viele Jahre das Kölner Literaturhaus geleitet, das Berliner Literaturfestival mitorganisiert, Sommerfeldt war Pressesprecher beim Berlin Verlag, dann bei Droemer. Seit einiger Zeit schon wollten sie die alte Idee des Lesekreises auf neue Art beleben. Wollten raus aus den alten Formen der Literaturvermittlung. Bereits am ersten Abend fragten Jane und Phil, ob die beiden das nicht in Deutschland machen wollten.

Sie sitzen in den hellen Räumen des sogenannten impact-HUB am Kreuzberger Ende der Berliner Friedrichstraße, wo kreative Weltverbesserer und Gründer sozialer Projekte zusammenarbeiten. Große Brillen, weiße Bärte, sie wirken wie zwei Männer, die lange etwas gesucht haben. „Das ist eine Literaturerfahrung, wie ich sie noch nie erlebt habe“, sagt Böhm. „Shared Reading ist der Königsweg vom Autor zum Leser“, sagt Sommerfeldt. Er hat sich in Liverpool zu einem Facilitator ausbilden lassen, gibt schon jetzt einmal pro Woche hier in Kreuzberg einen Kurs.

In Leipzig auf der Buchmesse werden sie ihr Projekt eines Shared Reading in Deutschland erstmals der Öffentlichkeit vorstellen. Die Leipziger Messe ist ja weniger eine Geschäfts- als eine große Lesermesse. Also der perfekte Ort für die Präsentation des Lesens als gesundheitsbildende Macht.